

Frauenfragen

Sie sind an gläserne Decken gestoßen und haben Diskriminierung erlebt. Gleichgestellt sind Frauen auch 2015 nicht. Aber was tun dagegen? Neun Frauen und ihre neun Vorstellungen davon, was Frausein und Feminismus heutzutage bedeutet.

Text: Christina Pausackl • **Illustration:** Iv Orlov



Im Jahr 1975 sagte eine Mutter ihrer Tochter: »Was du dir erheiratest, musst du dir nicht erarbeiten.« 25 Jahre später sagte diese Tochter zu ihrer eigenen: »Lerne, arbeite und sei unabhängig.« Es ist der Satz, den ich mit auf den Weg bekam. Was für meine Großmutter undenkbar war und meine Mutter sich erkämpfen musste, war für mich selbstverständlich. Drei Frauenbilder in drei Generationen.

Aber was heißt es 2015, Frau zu sein? Junge Frauen leben heute mit den grundlegenden Rechten, die ihre Vorgängerinnen errungen haben, vor dem Gesetz sind die Geschlechter gleichgestellt. Dennoch verdienen Frauen im Schnitt immer noch 23 Prozent weniger als Männer, was Österreich europaweit an die vorletzte Stelle im Gender-Pay-Gap bringt. Es sind die Frauen, die viermal so oft in Teilzeit arbeiten, weniger Pension bekommen und stärker armutsgefährdet sind. Und je höher die Position in Unternehmen oder im Bildungsbereich, desto weniger finden sie sich dort wieder.

So weit sind die Fakten bekannt. Und wie sieht es mit der Politik aus, die dazu bestimmt wäre, diese Tatsachen zu ändern? Im Nationalrat beträgt der Frauenanteil heute nicht einmal ein Drittel, bis auf die Grünen liegt dieser in allen Parteien noch darunter. Es gab noch nie eine österreichische Bundespräsidentin oder Wiener Bürgermeisterin. Keine Wirtschaftsministerin, Staatsoperndirektorin oder Rektorin der Uni Wien. Und in der mehr als 70-jährigen Geschichte des Neujahrskonzerts stand kein einziges Mal eine Frau am Dirigentenpult. Über Frauenthemen redet Österreich rund um den Weltfrauentag und am Equal-Pay-Day, dazwischen vertreiben wir uns die Zeit mit Debatten über Binnen-I und Bundeshymne, wo sich erst recht zeigt, wie tief traditionelle Rollenbilder noch in der österreichischen Seele verankert sind. Dabei sind von diesen Fragen 51,2 Prozent der Menschen in Österreich täglich direkt und der Rest indirekt betroffen.

Daneben entstehen neue Rollen, in die Frauen scheinbar schlüpfen sollen. Nur: Welche ist die richtige? Wer gilt heute als emanzipierte Frau? Was heißt es, Feministin zu sein? Muss ich mich zwischen Beruf und Mutterrolle entscheiden? Und wenn ich beides will: Wie soll ich das schaffen? Hilft mir die österreichische Frauenpolitik dabei? Was will ich überhaupt von ihr und den Frauen in der Politik? Und was soll ich wollen?

Ich habe neun Frauen gefragt, was es 2015 in Österreich heißt, Frau zu sein, Feministin zu sein. **Es sind Frauen, die in der einen oder anderen Form in der Öffentlichkeit stehen**, die als Vorbilder für andere Frauen taugen könnten, die in unterschiedlichen Bereichen forschen und arbeiten. Frauen, die gläserne Decken erleben und etwas darüber zu sagen haben. Aber schnell stellt sich heraus: So einig, wie man meint, sind sie sich bei weitem nicht.

Die Filmemacherin

»Für mich ist das ganz einfach«, sagt Marie Kreutzer. »Feministin zu sein heißt, gleich viel wert sein zu wollen.« Und das wollen doch alle sein, ist sie überzeugt. Nicht nur jede Frau, auch jeder Mann müsste deshalb eigentlich Feminist sein, sagt Kreutzer. Die 38-jährige ist Regisseurin und Drehbuchautorin, vor kurzem kam ihre Verfilmung des Doris-Knecht-Romans »Gruber geht« in die Kinos. Aber seit sie vor dreieinhalb Jahren ein Kind bekam, wird sie in diese andere Rolle gedrängt: Die Regisseurin verschwindet hinter der Mutter. »Mich sprechen die Leute immer darauf an, wie sich das mit meinem Beruf und dem Kind ausgeht.« Ihren Lebenspartner, der vier Kinder hat, habe das noch nie jemand gefragt. Das sei gar nicht per se frauenfeindlich und vielleicht sogar »eh nett« gemeint, sagt Kreutzer, aber: »Männer interessieren sich einfach zu wenig für Frauenpolitik.« Nicht nur an Stammtischen und in Internetforen, wo man es nicht anders erwartet. »Es enttäuscht mich, aber das merke ich auch bei Männern, die ich gerne habe, die gescheit sind: Sie fühlen sich davon bedroht.« In der österreichischen Filmbranche sei das nicht viel anders, die ist nach wie vor eine Männerdomäne. Nur bei einem Viertel aller Filmproduktionen führen Frauen Regie, und generell gilt die Regel: Je größer die Produktion und je höher das Budget, desto eher ist ein Mann Regisseur, Produzent oder Drehbuchautor.

»Als Frau war es schwerer für mich in diesem Beruf. Vielleicht auch, weil ich die Chefin von vielen Leuten bin«, sagt Kreutzer. Sie könnte von hunderten Situationen erzählen, in denen ihr klargemacht wurde, dass sie als Frau weniger kann. »Im Film hörst du dann immer dieses eine Argument: Es geht nicht um das Geschlecht, sondern um die Qualität«, sagt sie. »Aber wie willst du Qualität beim Film objektiv messen? Die wird von Leuten bewertet, die ihren eigenen Hintergrund und Geschmack mitbringen – und eben oft Männer sind.« Sie habe erst im Rückblick gemerkt, dass sie in manchen Gruppen einfach nicht bestehen konnte. »Weil ich die einzige Frau war und mir weniger zugetraut wurde.« Damals sei ihr das noch nicht so bewusst gewesen. »Ich hatte immer ein Minderwertigkeitsgefühl und habe mich gefragt: Was mache ich falsch?« Jetzt versucht sie, es anders zu machen, Frauen zu fördern und sich mit ihnen zu solidarisieren. Und sie kann in ihren Filmen daran arbeiten, Klischees zu brechen; Frauen im Film anders darzustellen, als es Männer vermutlich tun würden. »Wie Frauen in Geschichten dargestellt und besetzt werden, könnte langfristig vieles verändern«, sagt Kreutzer. Für ihren neuen Film sucht sie derzeit eine Frauenfigur, die Ende 30 ist und ihr erstes Kind bekommt. »Und ich versuche auch wirklich, eine Frau zu finden, die Ende 30 ist, und eben nicht eine schöne 27-jährige.«

Wer gilt heute als emanzipierte Frau? Was heißt es, Feministin zu sein?



Die Studentin

Für Viktoria Spielmann ist Selbstbewusstsein geradezu überlebenswichtig. Auf Twitter heißt die ÖH-Vorsitzende von den Grünen und Alternativen StudentInnen »@Vicky-Spielfrau« und beschreibt sich als »queer*feministische Studentin«. Sie ist eine, für die der Feminismus keine Nebenfront im Berufsleben ist: Er ist ihre wichtigste Selbstzuschreibung. Der Feminismus, den sie vertritt, ist auch unter Frauen nicht unumstritten und alleine schon das Sternchen für viele ein rotes Tuch. Sie werde nicht selten als »Männerhasserin« oder »Kampflesbe« beschimpft und »mit antifeministischen Anfeindungen konfrontiert«, sagt Spielmann. Feministische Theorien hätten sie zu der gemacht, die sie jetzt ist, aus ihnen schöpft sie auch ihr Selbstbewusstsein. »Weil ich mir dann wirklich darüber Gedanken gemacht habe: Will ich das für mich selbst, oder ist es eine Rollenzuschreibung?« Deshalb will Spiel-

mann, dass feministische Diskussionen schon im Schulunterricht beginnen, und den Lehrenden müsse man sagen: »Sagt Frauen nicht, wie sie sich anziehen sollen, sondern den Männern, dass sie nicht vergewaltigen sollen.«

Der Feminismus, sagt Spielmann, hat sie befreit. »Wenn man feministisch wird, gibt es verschiedene Bewusstseinsstufen.« Über dem Gleichstellungsfeminismus, den Kreuzer vertritt und den Spielmann »typisch sozialdemokratisch« nennt, stehe der Queer-Feminismus. Der möchte Rollenzuschreibungen prinzipiell überwinden. Weil es ihm zufolge keine typische Frau und keinen typischen Mann gibt. Dafür aber LGBTIQ-Menschen, wohinter sich die Begriffskette »Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersex and Questioning« verbirgt. »Intersexuelle oder transsexuelle Menschen kann man nicht klar als weiblich oder männlich einordnen. Und ich finde, die sollten genauso sichtbar gemacht werden wie Frauen«, sagt Spielmann. Sie fordert ein eigenständiges Frauenministerium, das sich auch um LGBTIQ-Menschen kümmern soll. Auch sonst weiß Spielmann, was sie frauenpolitisch will: eine gesetzliche Frauenquote, mehr Kinderbetreuungsplätze, die Verbannung der Abtreibung aus dem Strafgesetzbuch und die Abschaffung der Fristenlösung, die Verkürzung der Vollzeitarbeit von 40 auf 35 oder weniger Stunden pro Woche, eine Bundespräsidentin und generell mehr Interessen- als Identitätspolitik. »Da geht seit Jahren nichts weiter, und ich habe das Gefühl, dass sich die Politikerinnen auf den Errungenschaften der alten, coolen Feministinnen ausruhen.«

Brauchen wir also mehr Feministinnen in der Politik, brauchen wir eine Viktoria Spielmann? Hier wird es kompliziert. »Einerseits will man das Feld natürlich nicht den anderen überlassen, andererseits muss man dort immer gegen Herrschafts- und Machtverhältnisse ankämpfen. Ich weiß es nicht.« Die Herrschafts- und Machtverhältnisse sind von Männern geschaffen und dominiert, die Grünen haben als einzige Parlamentspartei eine Frau an der Spitze. Muss man also das Spiel der Männer mitspielen, um dort bestehen zu können? »Es ist halt die Frage, ob man sich repräsentative Politik oder Parteipolitik als Feministin antun will.« Auf der anderen Seite: Macht die ehemalige Finanzministerin Maria Fekter dann nicht alles richtig, wenn sie sagt, sie sei die Einzige im ÖVP-Regierungsteam, die Eier habe; überwindet sie dann nicht die Geschlechtergrenzen? Überhaupt: Wo endet die »queer*feministische« Solidarität, wo ist die Ideologie wichtiger? Warum streiten Feministinnen über akademische Fragen, die den meisten Frauen möglicherweise egal sind? »Ich finde diese Auseinandersetzungen furchtbar wichtig. Wenn es nur noch diesen Einheitsbrei gäbe, wäre das schlimm für mich. Es gibt eben verschiedene feministische Ansätze, und das ist auch gut so«, sagt Spielmann. Aber geht das nicht manchmal auf Kosten der Solidarität? »Ja, das stimmt schon. Wenn ich als Antikapitalistin mit neoliberalen Feministinnen rede, passt das halt einfach nicht zusammen. Da könnte ich noch so viel Solidarität mit der Frau an sich haben.«

Die Unternehmerin

Viktoria Spielmanns Solidarität mit der Unternehmerin Judith Denkmayr zum Beispiel wäre eher enden wollend – genauso wie umgekehrt. »Wir Frauen müssen zuerst einmal lernen, manche Diskussionen weniger bissig zu führen«, sagt Denkmayr. Die 37-jährige Kommunikationswissenschaftlerin hat im Jahr 2010 die Social-Media-Agentur Digital Affairs gegründet, seither ist sie deren Geschäftsführerin. Ende des Vorjahrs wurde das Unternehmen vom Osteuropa-Ableger des US-Medienkonzerns Vice gekauft. Feminismusdebatten bezeichnet Denkmayr als oft »unversöhnliche Kämpfe«, die niemanden ans Ziel bringen. »Es sind eben häufig gerade junge Frauen, die von der Uni kommen, ihre Gender-Studies-Seminare gelernt haben und das jetzt herunterbeten«, sagt sie. »Aber was die wenigsten kapieren, ist: Du musst das dann schon auch leben.« Das, was Spielmann befreit hat, bezeichnet Denkmayr als »total uninteressant« – an der Uni habe sie Gender-Seminare gemieden. Sich mit Feminismus zu beschäftigen bringt Frauen also nicht weiter? »Irgendwelche Uni-Seminare machen und dann hoffen, dass man vom Staat schon den Weg geebnet bekommt – das wird es nicht spielen«, sagt sie. Das solle nicht heißen, dass Feminismus generell unwichtig ist, nur: »Gender-Studies und das Binnen-I sind nicht mein Kampfschauplatz.«

Es ist fast schon paradox, dass gerade eine Frau, die erfolgreich ein Unternehmen aufgebaut hat und bei insgesamt sieben Mitarbeitern sechs Frauen beschäftigt, vom Feminismus im Grund genommen nichts wissen will. Denkmayr will »einfach mein Leben leben«, und das besteht fast sieben Tage die Woche aus Arbeit. »Mir geht es um meine finanzielle Absicherung. Das kann das Einzige sein, was unabhängig macht.« Die Politik in Österreich sei »allgemein frustrierend«, noch weniger kann sie mit der Frauenpolitik anfangen. »Als Unternehmerin ohne Kinder bin ich für die keine Zielgruppe«, sagt sie. »Und ich halte dieses Frauenbild, das die Politik vermittelt, nicht aus: dass wir vom Vater Staat versorgt werden müssen.« Wo Spielmann zu wenig Fürsorge sieht, sieht Denkmayr zu viel; sie nennt das »Anfütterung zur Unselbstständigkeit«. Würden ihre sechs weiblichen Angestellten zwischen Anfang 20 und Mitte 30 »alle Kinder bekommen, sieben Jahre in Elternteilzeit und unkündbar sein, kann ich meinen Laden zusperrern«, sagt sie. »Und ich finde es auch problematisch, dass Politikerinnen das als Idealfall propagieren.« Frauen so lange aus dem Erwerbsleben fernzuhalten und zu glauben, dass sie sich damit nicht komplett entbehrlich machen, »ist absurd«, sagt Denkmayr. »Für mich ist der einzige Zugang zur Frauenpolitik, dass die Leute genug Geld haben, dass sie sich, wenn sie alleinerziehend sind, gute Kinderbetreuung leisten können. Und da brauche ich keinen Staat, der mir irgendetwas fördert.« Der Staat solle die Steuern senken und sich selbst weniger »als Apparat durchfüttern lassen«. Etwa, indem er 100 Millionen Euro seiner PR-Ausgaben einspart. »Warum sollte ich eine Politikerin auf einem Plakat sehen



wollen, wo es um null politische Aussage und nur um Eigen-PR geht? Ich brauche keine Plakate. Ich finde politische Kommunikation zum Teil intellektuell beleidigend.«

Die Philosophin

Was die Philosophin und Publizistin Isolde Charim richtig ärgert, »sind Broschüren wie die der SPÖ Wien zum Weltfrauentag«. Auf der letzten Seite finden sich dort Empfehlungen für Yoga und Drachen-Qigong zur »Ich-Stärkung« und als »Motivationstraining speziell für Frauen«. »Also, wenn das vom Frauenbewusstsein geblieben ist, so eine Art neoliberale Selbstoptimierung, dann geht das ganz in die falsche Richtung«, sagt sie. Die Frauenbewegung habe in den vergangenen hundert Jahren wichtige Kämpfe gewonnen, vom Wahlrecht bis zur Fristenlösung, aber »diese lange Tradition der Frauenbewegung, gerade auch in der Sozialdemokratie, hat damals

unter ganz anderen Bedingungen stattgefunden. Die mussten gegen etwas rebellieren.« Heute, wo die Diskriminierungen subtiler sind, wo viele junge Frauen glauben, dass der Kampf bereits gewonnen sei, müsse man anders auftreten – und die Politik wisse einfach nicht, wie. Und finde keine Sprache dafür. »Es gibt entweder die alte Sprache der Rechte und Forderungen, die in dieser Form nicht mehr stimmt, oder sie schwenken um auf so einen Wellness- und »Wir haben es alle nett miteinander«-Kurs.« Die Gefahr dieser Nettigkeit sei, dass man sich in eine Nische, ein »Frauenghetto« begeben und nur noch Frauen unter Frauen über Frauenthemen reden – in den Gender-Seminaren zum Beispiel, die Spielmann liebt und Denkmayr hasst. »Es gab eine Zeit, wo das nötig war. Wo man quasi eine Art Kampfkraft herausbilden musste. Ich glaube aber, dass es diese Art von Mobilisierung heute nicht mehr braucht.« Problematisch sei nicht nur, wenn Frauen nur mit Frauen reden, sondern auch, wie sie untereinander reden. »Wenn man unter Freundinnen spricht, dann spricht man immer über sich. Wenn Männer untereinander reden, reden sie über die Welt.« Es könne sehr befreiend sein, nicht immer von der eigenen Körperlichkeit und der eigenen Biografie auszugehen.

Brauchen wir dann eine neue Definition dessen, was Feminismus in westlichen Industrieländern bedeuten soll? »Ich glaube, dass sich das ohnehin laufend verändert. Es gibt ja auch die Debatte darüber, ob eine Frau heute in den Beruf gehen muss, um emanzipiert zu sein, und es ein Rückschritt ist, wenn Frauen zu Hause sein wollen. Oder ob das doch ein Schritt vorwärts ist – weg von diesen alten Emanzipationsvorstellungen.« Es wäre die Emanzipation von der Emanzipation. Die 56-Jährige ist selbst alleinerziehende Mutter zweier Kinder. »Das ist schon sehr hart«, sagt sie. »Trotzdem bin ich nach wie vor der Meinung, dass eine Frau einen Beruf haben sollte. Meine Kinder bekommen meine Arbeit ja auch mit, und ich glaube, dass sie mich dadurch anders respektieren.«

Die Künstlerin

»Ich habe mich die längste Zeit gar nicht mit Frauenpolitik beschäftigt«, sagt Deborah Sengl. Sie ist bekannt für ihre Gemälde und Skulpturen, in denen sie Mensch und Tier immer wieder neu verbindet. In ihrer Arbeit beschäftigt sie sich mit Machtverhältnissen in Beziehungen, in der Religion, im Sport und der Politik. Mit 200 ausgestopften Ratten sorgte sie vergangenes Jahr im Essl-Museum für Aufsehen, als sie zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkriegs Karl Kraus' Monumentalwerk »Die letzten Tage der Menschheit« inszenierte. Feministische Themen sind in ihrer Kunst nicht besonders präsent. »Ich habe es auch

»Warum sollte ich eine Politikerin auf einem Plakat sehen wollen, wo es um null politische Aussage und nur um Eigen-PR geht?«

lange abgewehrt, mich als Feministin zu bezeichnen«, sagt sie, »aber offenbar bin ich es.« Weil sie Gleichberechtigung lebe. »Man kann auch etwas sein, ohne es zu wissen, und erst viel später erkennen, dass man es ist.« Sengl ist in einer Künstlerfamilie aufgewachsen und die Tochter des Malers Peter Sengl und der Konzeptkünstlerin Susanne Lacombe. Als sie selbst vor einigen Jahren heiratete, nahm ihr Mann ihren Namen an, nicht umgekehrt. »Meine Mutter und mein Vater waren immer auf Augenhöhe. Ich bin mit so einer Selbstverständlichkeit zur Gleichberechtigung aufgewachsen, dass es daheim auch nie diskutiert werden musste«, sagt sie. »Ich habe erst vor Jahren gemerkt, wie wenig selbstverständlich es ist, solche Vorbilder zu haben.«

Für Sengl liegt der Grundstein einer gleichgestellten Gesellschaft daher in ihrer kleinsten Einheit, der Familie. »Die Politik kann manchmal erst dann eingreifen, wenn es vielleicht schon zu spät für die Einstellung ist«, sagt sie. »Die kann dann nur an Gesetzen arbeiten, die Arbeitgeber zum Beispiel zwingen, Frauen und Männer gleich zu bezahlen. Und das soll sie auch tun.« Also eine Frauenquote in Politik und Wirtschaft? Sengl nennt die Quote »unsinnlich« und Quotenfrau »abtörend«. Aber offenbar brauche es diese Quoten, weil es ohne sie keine Gleichstellung geben werde. »Quotenkünstlerin möchte ich aber auch keine sein.« Sengl ist 41 Jahre alt und hat keine Kinder. »Vielleicht liegt es daran, dass ich ständig produziere und meine Kunstwerke wie meine Kinder sind, nicht wenigen erfolgreichen Künstlerinnen geht es so.« Generell sind sehr wenige erfolgreiche Künstlerinnen Mütter. »Mit Mitte 30 spürt man schon einen gesellschaftlichen Druck. Auch da gibt es eine Art von Quote, also wie viele Kinder richtig oder normal wären.« Sengl hat sich für mehr Kunstwerke entschieden. Sie hatte nie das Gefühl, dass sie als Frau etwas nicht machen könnte, immerhin sei sie schon von ihrer Familie mit dem »Scheiß dir nichts« ausgestattet worden. »Das Problem ist, dass viele Frauen schon mit dieser Grundhaltung der schwächeren Person in Diskussionen gehen.« Das sei falsch und vor allem schade. »Ich sehe mich selbst auch nicht als Geschlecht«, sagt Sengl, »ich bin Mensch, eine KämpferIn – mit großem I.«

Die Soziologin

Also weg vom Geschlecht und hin zum Menschsein? Die Soziologin **Christine Geserick** forscht an der Universität Wien und bezeichnet sich selbst als »Humanistin, nicht Feministin«. Der Mensch stehe im Mittelpunkt. »Wir wollen Gleichstellung haben. Und da müssen wir irgendwann sagen: Das Geschlecht spielt keine Rolle«, sagt Geserick. »Gleichzeitig verunsichert es Männer und Frauen, wenn

wir so tun, als gäbe es keinen Unterschied. Es entzaubert ein bisschen das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Und ich glaube, am Ende wollen wir das doch nicht.« Was heißt das nun – dass Gleichstellung gar nicht möglich ist? »Wir könnten akzeptieren, dass es vielleicht auch männliche und weibliche Kompetenzen gibt«, sagt sie. »Wir sehen, dass Frauen häufig in Berufe gehen, die eher mit Sprache oder Pflege zu tun haben. Das Wichtige wäre auch politisch, dass man diese Sphären gleich in ihrem Wert anerkennt.« Nach Gesericks Überzeugung ist es nicht schlecht, dass Frauen Friseurinnen werden wollen – sondern nur, dass sie dann nicht gleich viel gelten. Die 40-Jährige interessiert die gesellschaftliche Bewertung der traditionell männlichen und weiblichen Berufe. »Männer in Politik und Wirtschaft sind viel mehr wert als Frauen in Fürsorge oder im Haushalt«, sagt sie. Von der österreichischen Frauenpolitik will sie, dass genau das verbessert wird: »Frauen müssen anerkannter werden in dem, was sie tun, was sie arbeiten und leisten.« Und: »Sie sollen keine blöden Kommentare von Männern bekommen«, sagt Geserick. »Da stellt sich natürlich die Frage: Inwieweit kann da Politik überhaupt gestalten?« Für sie spielt sich Frauenpolitik in der Interaktion zwischen zwei oder mehreren Menschen ab. »Auch, wie ich mich verhalte, wenn ich zum Beispiel einen blöden Kommentar bekomme, ist politisch«, sagt Geserick. »Es gibt ja typische Frauenthemen wie Gewalt gegen Frauen. Einerseits geht es darum, wie ich mich selbst wehre, aber auch – und das ist der Sprung zur Politik –, welche Rechte ich mittlerweile habe und an wen ich mich wenden kann.«

Die Beschützerin

Maria Rösslhumer leitet den Verein Autonome Österreichische Frauenhäuser, 19 der 30 Frauenhäuser des Landes sind darin vernetzt. Fast 80 Prozent der Frauen, die hier um Hilfe ansuchen, werden von ihrem eigenen Ehemann oder Partner misshandelt. In Österreich ist jede fünfte Frau von häuslicher Gewalt betroffen. Dabei handelt es sich um seelische, körperliche und sexuelle Gewalt, um Machtausübung der Männer gegenüber den Frauen, um Kontrolle und permanentes Schwächen, sagt Rösslhumer. »Ihnen geht es darum, den Frauen alles, was sie an Rechten haben, abzuerkennen.« Die 54-Jährige arbeitet schon seit Jahrzehnten in dem Bereich, aber immer wieder gibt es Fälle, wo sie sich fragt: »Wahnsinn, kann das wirklich sein? Wo mir die Tränen in die Augen kommen und ich mir denke: wie ungeheuerlich, was sich Männer ihren Frauen gegenüber herausnehmen.«

Rösslhumer sieht einen großen Frust in der Bevölkerung, der äußert sich eben auch in der Binnen-I-Debatte

und dem Shitstorm gegen Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek, wenn diese den Volksmusiker Andreas Gabelier auf die Töchter in der Hymne hinweist. »Wenn Frauen mehr Rechte bekommen, kommt bei manchen Männern die Angst hoch. Und diese Angst kann dann in Verachtung umschwingen.« Aber was ist mit den Frauen, die gegen gegenderte Sprache oder Töchter in der Hymne sind? Müssen sich Feministinnen nicht genauso über Frauen ärgern, die für ihr eigenes Geschlecht nicht eintreten? »Ich ärgere mich nicht«, sagt Rösslhumer. Sie hält das sogar für »ganz normal«: »Frauen stellen sich auf die Männerseite, weil sie dadurch mehr Anerkennung von Männern und nur so Macht bekommen.« Und die Männer hätten gleichzeitig Angst vor dem Machtverlust. »Männer kämpfen in unserer heutigen Zeit auch um ihre Positionen. Sie verlieren ihre Privilegien und genauso ihre Jobs«, sagt sie. »Es ist ja auch alles nicht so einfach für Männer. Die sind genauso mit der Finanzkrise konfrontiert und mit vielen anderen Problemen«, das spiele alles zusammen und ergebe schlussendlich die Gewalt. »Je unsicherer eine Gesellschaft wird, desto mehr kommt es zu verbalen Übergriffen und Verletzungen.«

Für Christine Geserick ist es nicht schlecht, dass Frauen Friseurinnen werden – sondern nur, dass sie dann weniger gelten.

Frauenpolitik müsse deshalb ein Diskurs der gesamten Gesellschaft sein und Debatten anregen, »die nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer etwas angehen«, ist Rösslhumer überzeugt. »Wir haben im Grunde ja immer sehr engagierte Frauenministerinnen gehabt«, sagt sie und

hält kurz inne. »Okay, bis auf den Herrn Haupt damals. Aber sonst gab es viele, die Frauenrechte erkämpft haben.« Was sie deshalb stört: Frauen, die sehr kritisch mit anderen Frauen und Politikerinnen umgehen. Wenn sich Frauen etwa über Kleidungsstücke, Stöckelschuhe oder lackierte Fingernägel bei Politikerinnen aufregen, fragt sie sich: »Was heißt Feminismus überhaupt? Ich finde, jeder Frau soll zugestanden werden, sich so zu kleiden, wie sie will. Es geht nicht ums Äußere, sondern um das, was sie tut.«

Die Muslima

Dudu Kücügöl muss sich schon seit Jahrzehnten für ein Kleidungsstück rechtfertigen. Manche, gerade viele Feministinnen wie zuletzt Alice Schwarzer, würden sie als wandelnden Widerspruch beschreiben: Muslima, Feministin, Kopftuchträgerin. Wenn es eine Frage gibt, die Kücügöl nicht mehr hören kann, ist es die: Warum tragen Sie ein Kopftuch? Das sei erstens unverschämt, »weil es eine persönliche Kleidungsfrage ist«. Zweitens arrogant, »weil man bei muslimischen Frauen und vermeintlich anderen, denen gegenüber man sich überlegen fühlt, diese Grenzen der Höflichkeit und der Distanz nicht einhält«. Und drittens ignorant, »weil das in der politischen Diskussi-

onskultur wirklich schon seit Jahren Thema ist.« Die 32-Jährige ist Wirtschaftspädagogin und Vorsitzende der Muslimischen Jugend in Österreich. Es sei lächerlich, wenn man »Feminismus an der Kleidung aufhängt«, sagt sie. Vieles von dem, was Frauen im Westen fordern, sei in den Anfängen des Islam bereits Thema gewesen – »das Recht auf Bildung, das Recht auf Erbe, auf eigenen Besitz«. Zwischen einer frommen Muslima und einer Feministin sieht sie keinen Widerspruch: »Was ist die simpelste Definition von Feminismus? Das Einsetzen für Frauenrechte und Gleichstellung. Was sind die Hauptthemen westeuropäischer Feministinnen? Bildung und Selbstständigkeit. Das kann ich alles mitmachen.« Was Kücügöl will, ist: diskriminierungsfrei leben. »Es gibt immer wieder Übergriffe auf muslimische Frauen, ich möchte in Sicherheit leben. Mit den gleichen Chancen, die alle anderen auch haben – die vor allem Männer haben und vor allem am Arbeitsmarkt.« Da sei es umso schlimmer, dass Frauen mit Kopftuch benachteiligt werden: »Wie passt das dann zusammen, frage ich mich. Einerseits heißt es, die sind unterdrückt, das sind arme Opfer. Aber wenn sie gebildet sind und nicht in dieses Klischeebild passen, will man sie auch nicht haben und drängt sie erst wieder zurück.«

Die Direktorin

»Die Politik und das Beamtentum sind voller Machos«, sagt Agnes Husslein-Arco. Seit 2007 leitet sie als erste Frau die Österreichische Galerie Belvedere. »Diese Männer können nach wie vor nicht mit Frauen umgehen. Sie wollen auch nicht mit ihnen umgehen, und sie tun es auch nicht.« Dieser »Männerdruck« sei auch der Grund dafür, dass die ehemalige »Bella Figura« Gabriele Heinisch-Hosek als Bildungs- und Frauenministerin »belastet und verhärtet« wirke. Sie könne aus eigener Erfahrung sprechen, sagt Husslein-Arco: »Es gibt noch immer wenige Männer, die Frauen im Beruf auf gleicher Augenhöhe begegnen; und umso höher die Position, desto schwieriger ist es.« Eine Frauenquote hält sie aber nicht für gut: »Ich will genommen werden, weil ich besser, und nicht, weil ich eine Frau bin.« Was sich die Politiker dann doch »ins Stammbuch schreiben sollten«: mehr Frauen in Aufsichtsräten. »Ich bin ja vielleicht auch nicht ganz unerfolgreich«, sagt sie. »Glauben Sie, ich bin in einem Aufsichtsrat? Nicht, dass ich mir das unbedingt wünsche, aber es ist schon eigenartig, dass niemand auf die Idee kommt, mich in einen Aufsichtsrat zu nominieren.«

Husslein-Arco, heute 60, wurde in eine alte Adelsfamilie geboren und ist bekannt für ihre Durchsetzungskraft. Sie war Gründungsdirektorin des Museums der Moderne Salzburg und von 1981 bis 2000 Geschäftsführerin von Sotheby's Österreich – eine Karrierefrau und Kunstkennerin, die sich auch in der Society-Welt bewegt. Dabei wollte sie eigentlich Hausfrau sein. »Es war mein Mann, der mich gedrängt hat, arbeiten zu gehen. Der wollte keine Frau, die nur zu Hause sitzt.« Husslein-Arco hat zwei Kinder, als sie



jeweils kurz nach der Geburt wieder arbeitete, wurde sie als »Rabenmutter« bezeichnet – vor allem von Frauen. »Von wegen, Frauen unterstützen andere Frauen. Da kann ich nur milde lächeln«, sagt sie. »Wenn du Erfolg hast, sind die meisten missgünstig und eifersüchtig. Und die Männer sowieso.« Natürlich habe sie nicht alles mitbekommen, »aber wenn man Mutter ist und einen Beruf hat, muss man Opfer bringen«. Und man brauche Unterstützung. Sie hatte ein »super Kindermädchen«, das ihr »Leben gerettet hat«. Und was ist mit den Frauen, die sich kein super Kindermädchen leisten können? »Da muss die Politik mehr tun. Warum haben wir nicht mehr Kindergärten oder Krippen, mehr Betreuungsplätze?« Die Politik gebe das Geld nur zur »Selbstbeweihräucherung« aus, »es ist empörend«. Als Feministin bezeichnet sich Husslein-Arco nicht, das seien »Menschen, die schreien und auf die Barrikaden gehen«. Sie sei emanzipiert, »aber keine Emanze«. ❧